

Ein Brief mit Briefen, Max Rychner betreffend

Autor(en): **Benyoëtz, Elazar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **77 (1997)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dank

Mein Dank für Bereitstellung der Briefe gilt Elazar Benyoëtz und François Bondy. Der Brief Rychners an Bondy wird hier zum ersten Mal veröffentlicht. Dies gilt auch für die Ansichtskarten Rychners an Benyoëtz sowie Rychners Brief an Mittelmaß vom 26. Juli 1962. Aus Rychners Brief vom 30. Januar 1963 an Benyoëtz zitierte Benyoëtz bereits in seiner Dankesrede anlässlich der Verleihung des Adelbert von Chamisso-Preises. Für die freundliche Abdruckgenehmigung der Korrespondenz, der Photos sowie des Essays «Selbstkritik» danke ich Frau Dr. Claudia Mertz-Rychner.

Michael Wirth

Zürich, 7. September 1962
Hadlaubstrasse 20

Lieber Franzl,

Dein Brief hat mir zunächst einfach als solcher, als Deiner und sodann als Brief, qua epistola, Freude gemacht, diese sogleich steigend durch die Offenbarung, dass Du, natürlich, auf der richtigen Spur bist, was den Ausspruch Goethes betrifft.

Aber auch melancholisch machten mich die (wie immer) wenigen Zeilen. Da ist nun wieder einer dieser Vorkämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit, ja sogar justice, dem es nicht das mindeste ausmacht, Goethe gegenüber eine Ungerechtigkeit zu begehen und von der Wahrheit gerade soviel oder sowenig zu sagen, dass sie einen unwahren Sachverhalt vorspiegelt. Welch paradoxe Wesen sind auch die Menschheitslehrer!

Goethe erzählt einen Vorfall bei der Belagerung von Mainz (nach der Kampagne in Frankreich), wo er unter Lebensgefahr durch spontanes Eingreifen einen wohlgebildeten Mann vor der entfesselten Volkswut gerettet hat, vor der Volksjustiz also. «Habt ihr nicht darüber nachgedacht, dass man durch Selbststrafe sich schuldig macht...?» Vorwurf des Volkes: «Haltet ihn an! Schlagt ihn tot! Das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Domdechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat!»

Auf den Vorwurf des anwesenden Engländers Gore, Goethe habe sich unnötig in Gefahr begeben und in eine Sache gemischt, die ihn nichts angehe, sagte dieser: «... ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.» Aber das war auf diesen Fall bezogen, und Ungerechtigkeit ist ironisch gemeint in bezug auf die Volksjustiz. Also gerade das Gegenteil von dem, was man ihm in die Schuhe schiebt, hat G. gesagt. Fritz Strich, der Berner Lit.historiker, begegnete auch immer wieder der falschen Deutung (auch in der deutschen Publizistik), ärgerte sich darob und schritt schliesslich zu furchtbaren Gegenmassnahmen: er schrieb eine Abhandlung, die die Wahrheit über diesen Fall ins Weite tragen sollte. Mit Emmanuel Berl war er der Ansicht: «Dans ce domaine de la justice, le plus sacré de tous... dignité de l'individu... il faut restaurer la Justice... distinction du juste et de l'injuste...» usw. Genau das dachte er auch.

Laß mich nun enden. Ich wende mich wieder Weinberl zu, für mich weit zuverlässiger als viele andere ein Lebensphilosoph, auch auch ein Rechtsdenker: «Dummer Pursch, du hast halt den Schlüssel wieder wohin geworfen, ohne zu schauen, obs sauber ist. Von Rechts wegen unterliegst jetzt einer Straf.» (Nestroy: Einen Jux will er sich machen)

Franz, bringe deinem Wasserberl sachte die Wahrheit bei. Er soll halt bei seinem gerechten Walten ein bißchen besser aufpassen. Sonst kriegt er Ehrverletzungsklagen aus dem Olymp.

Herzlich stets Dein

Max Rychner

Elazar Benyoëtz

EIN BRIEF MIT BRIEFEN, MAX RYCHNER BETREFFEND

Der Adelbert von Chamisso-Preisträger (1988) Elazar Benyoëtz kam 1963 nach Deutschland. Eine heikle Reise für einen Autor, der sich in Israel, seiner Heimat, als Lyriker bereits einen Namen gemacht hatte. Ziel des Studienaufenthaltes war die Gründung der Bibliographia Judaica, eine Zusammenstellung der gesamten von Juden in deutscher Sprache geschriebenen Literatur; das Erlernen der deutschen Sprache wurde zu einer zweiten, grossen Herausforderung. Es war die Sprache der Mörder seines Volkes, aber auch die seiner Eltern, mit denen er 1939 aus der Wiener Neustadt nach Palästina floh. Benyoëtz fängt an, auf deutsch Aphorismen zu schreiben. Max Rychner war der erste, der das Talent des jungen Israeli erkannte. Er entwickelte jene Sensibilität für die Besonderheit und Einmaligkeit einer Sprachsituation, die Benyoëtz auf seinem Weg in seine dichterische Identität stützte. Aus Jerusalem schrieb Benyoëtz an die «Schweizer Monatshefte» den folgenden Brief Max Rychner zum Gedächtnis.

1961 erscheinen Max Rychners «Antworten»; in dem Aufsatz «Rahel» steht Verständnisvolles über das Judentum, schlägt ein Herz für die Juden, wacht ein klares Auge über den Ablauf der Geschichte. Kein Schwanken, kein Zögern, rein und trefflich. Unter anderem finde ich darin ein Wort alter Treue:

«Noch bei Margarete Susman, in ihrem immer wieder hervorzuhebenden Buch *«Frauen der Romantik»*, erschienen 1929, kurz bevor Hannah Arendt das ihre begann (...).»

Dreissig Jahre vorher, am 5. Dezember 1929, schreibt Rychner an Carl J. Burckhardt: «Das literarische Ergebnis 1929 ist jammervoll (...). Ein sehr bedeutendes, sehr schönes Werk ist: Margarete Susman: *«Frauen der Romantik»*. Welch geistreiche, intuitiv begabte und im Denken überlegene Frau! Voilà, une femme!»¹

Nicht anders als Margarete Susman war auch Rychner intuitiv begabt und wusste wie sie, das Kommende, als es sich gerade am Horizont abzeichnete, zu begreifen und zu begrüssen².

Am 19. März 1962 gratuliere ich Max Rychner zum Erhalt des Zürcher Literaturpreises, lege meine Übersetzung seines Gedichtes «Auf einem Heimweg»³ bei, schicke ihm meinen letzten (hebr.) Gedichtband, «als Zeichen meiner Hochschätzung»; bedanke mich für das Vergnügen, die seine Bücher mir bereiten und für alle Belehrung; schliesse mit der Hoffnung, dass auf das eine übersetzte Gedicht andere Übersetzungen aus seinem Werk folgen werden. Ich zeichne «In tiefer Verehrung.»

Diese Verehrung blieb unvermindert, doch kam hinzu: eine helle Freude um diesen Menschen herum, wie ich ihr nie wieder begegnete. Er wurde mir Bild und Begriff des sympathischen Menschen. Ehe ich ihm begegnet war, kannte ich nur Zu- und Abneigungen, entschieden, ohne Geräumigkeit und Verweilen. Das waren Geschenke Rychners an mich. Er hat alles nach seinem Gewicht erkannt und eingeschätzt, doch nahm er in der Begegnung alles ohne Schwere. Die seitliche Neigung seines Kopfes, als würde er links oder rechts hinhorchen.

Die helvetische Distanz, die er innehatte, liess er mich nie merken, seine



Elazar Benyoëtz

1 Carl J. Burckhardt/Max Rychner, Briefe 1926–1965. Frankfurt am Main 1970, S. 33.

2 Es ist mir eine Genugtuung festzustellen, dass auch Margarete Susmans Werke eben jetzt wieder, in einem neuen Gewande, für eine neue Generation zu erscheinen beginnen: Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes. Frankfurt am Main, Jüdischer Verlag bei Suhrkamp, 1997.

3 Aus Glut und Asche, das erste Buch Rychners, das ich in Tel Aviv antiquarisch erworben hatte.

Augen sprachen: Du kannst mir nichts vormachen, doch bitte – versuch's!

Öffnete er seine Augen, war's, um alles schon gesehen zu haben. Zu Hause nahm er die Dinge unter die Lupe und schrieb nur «bei näherem Zusehen». Grossherzig war er, aber nicht verschwenderisch; es war ihm um jedes Wort schade, wenn's nicht gefunktelt oder bunt geschillert und ge-goethet hatte.

«Wenn Rychner irgendwohin schaut, ist es eine Richtung, nimmt er sich etwas vor, wird daraus ein Mass», steht in meinem Tagebuch 1963.

Am 29. März 1962 bedankt er sich für meine Übersetzung, teilt mir mit, dass er in seinem Blatt «Die Tat» Gedichte von mir bringt.

Bilderbogen, Tagebuch

Ich stelle eben fest, dass ich in meinem Tagebuch Gespräche mit Rychner aufgezeichnet habe, öfters nur stichwortaltig.

Was mich an Kraus enttäuschte, sagt Rychner, war sein dürftiges Repertoire: Shakespeare, etwas Goethe, Nestroy, Offenbach, Liliencron, Wedekind, Lasker-Schüler, damit war sein Repertoire schon ziemlich erschöpft.

Er verzeiht Kraus nicht, dass er Leopold Liegler hinausgeworfen hatte, als dieser ihm zum 50. Geburtstag eine neue Nestroy-Ausgabe verehren wollte – weil er sich «erdreistete», Nestroy der neuen Rechtschreibung anzugleichen. «Die Engstirnigkeit des *«Rabbi Kraus!»* rief Rychner. Trotzdem: Kraus ist und bleibt für ihn ein starkes Jugenderlebnis, und es schmerzt ihn, wann immer er ihn angegriffen sieht oder selbst antasten muss.

Gottfried Benn: Auf jeder von ihm geschriebenen Seite steht der ganze Gottfried Benn.

Über Celans Übersetzungen: sprachschöpferisch und glänzend, zuweilen aber dunkler als das Original.

«Tagore und seine schönen Söhne waren so schwarz, dass mir zum erstenmal die Farbe Schwarz ein- und aufging.»

Als ich gehen will, sagt Rychner: «Erinnern Sie sich, vor Ihrer Abreise habe ich Ihnen nahegelegt, Tagebuch zu führen, haben Sie meinen Rat befolgt? Mich reut es heute noch, dass ich diesen meinen Rat nicht selbst beherzigt habe. In meiner Jugend hatte ich

eine Zeitlang Tagebuch geführt; ich las Hebbels Tagebücher und bildete mir ein, ich könnte ein Ähnliches leisten. Als ich dann meine Eintragungen betrachtete, fand ich sie eitel und albern und vernichtete sie. Ich habe es nicht wieder versucht, und das war ein Fehler, ein Irrtum, denke ich nur an meine Begegnungen mit Hofmannsthal, Rudolf Borchardt, Valéry. Wie viel ist meinem Gedächtnis schon entschwunden, meiner Vorstellung. Ich schaue zurück und sehe einen lückenhaften Bilderbogen. Könnte ich zurückblättern, die Bilder wären noch alle da. Und die Worte. Ihre Tagebücher werden eine Fundgrube sein, eine Schatzkammer, eine unschätzbare Quelle.

Und wenn Sie wieder in Israel sind, gründen Sie ein Zeitschrift. Sie haben die Natur eines Entdeckers, den Weg, den Gang, die Rute.»⁴ (12. 6. 1963)

Ich habe alle Ratschläge Rychners immer ernstgenommen und befolgt, so weit es ging. Er hatte mir viel bedeutet und schon damit viel geholfen. Ich lasse nun seine Briefe folgen.

Ansichtskarte.
Zürich, St. Peter

Zürich, 22. Februar 1964

Lieber E. B. Schalom!

Über Nacht sind Sie entflohen, und nun kommen schon edle Gedichte von Ihnen! Dank. Sie werden hoffentlich wiederkehren, um Ihre grosse Forschung, ein Lebenswerk⁵, weiterzuführen. Wir sprachen neulich mit Annette Kolb über Sie, die Ohren müssen Ihnen geklungen haben. Schlagen Sie mit dem Saltenstab wie Moses an den Fels – es wird Ihnen gut ergehen.

Herzlich gedenkend, beide Rychners

Eine Brücke ist die Erbauung zweier Ufer

Im Nachlass *Jacob Mittelmanns* (1909–1975), Herausgeber des Bandes «Hebräische Meistererzählungen» in der Manesse'schen Bibliothek der Weltliteratur – befindet sich eine Karte von Max Rychner:

4 Die «Rute» war Anspielung auf einen schlanken Wurzelstock, der mich damals überall begleitete. Es schenkte ihn mir Frau Anna Katarina Wyler aus dem Besitz ihres Vaters, Felix Salten, der ihn angeblich von Hofmannsthal bekommen hatte. Der Stock war eine zeitlang sprichwörtlich.

5 Die «Bibliographia Judaica», für die ich damals – auch im Namen Max Rychners – erworben habe, und bald – von der DFG unterstützt – in Berlin gründen konnte. Das abgeschlossene Werk, 16 Bände stark, erscheint, unter der Redaktion von Renate Heuer, bei K. G. Saur in München.

6 Es ging um ein Vorwort zu einem Gedichtband von mir, Übersetzungen Jacob Mittelmanns und Paul Engelmanns enthaltend.

Vinzel, 26. Juli 1962

Sehr geehrter Herr Dr. Mittelmann,

Ihr Brief ist mir über mehrere Stationen gefolgt und hat mich hier eingeholt, in dem Haus Carl J. Burckhardts, das Sie hier in der Kohlenzeichnung des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss sehen. Benyoëtz: Ihre Anfrage ist für mich ehrenvoll, an die Stelle von Margarete Susman zu treten⁶ erst recht, aber ich kann diese Aufgabe doch nicht übernehmen – Gedichte leben so ganz aus der Sprache, dass ich es nicht wage, über Gedichte einer mir unbekannten Sprache auch nur das mindeste zu äussern. Auch die beste Übersetzung ist ja nur eine Brücke und nicht dasjenige Ufer. Entschuldigen Sie mich, bitte auch bei Herrn Benyoëtz, der mir ganz reizend geschrieben hat und von dem ich Bedeutendes erwarte. Alle meine Wünsche!

Herzlich grüssend Ihr Max Rychner

Wie würde er auf meine deutsche Entwicklung reagiert haben?

Entzückt, verwundert, auch enttäuscht, denn was immer er von mir auch erwarten mochte, er hatte es von einem *hebräischen* Dichter erwartet.

Ansichtskarte.
Zürich, Limmatquai und Hochschulen

Zürich, 9. Dezember 1964

Lieber E. B.

Senden Sie Ihren Gedichtband vertrauensvoll, aber bitte erst im neuen Jahr. Dann will ich lesen und aufpassen und mich freuen und nörgeln.

Herzlich gedenkend der Ihre
Max Rychner und Frau

An diesem Punkt hatte er mich verlassen.

Im Moment des grossen Aufbruchs meines Lebens, da alles in mir in Aufruhr stand, weil ich den unerlaubten Weg nach Deutschland einnahm, schrieb mir Max Rychner einen schönen, hilfreichen Brief, den ich nicht vergessen kann und der Erinnerung anheimgeben möchte.

Von Elazar Benyoëtz erschien zuletzt der Aphorismenband: *Brüderlichkeit. Das älteste Spiel mit dem Feuer*, Hanser, München 1994, sowie in der Reihe «Herlinger Drucke» *Entwurt*, 1996 und *Querschuss*, 1996. Für August 1997 angekündigt bei Hanser ist *Variationen über ein verlorenes Thema*. 1989 erschien *Clara von Bodman/Elazar Benyoëtz Solange wie das eingehaltene Licht, Briefe, 1966–1982*, Hartung-Gorre Verlag, Konstanz. Hingewiesen sei hier auch auf die an der Universität Fribourg entstandene Dissertation: Christoph Grubitz, *Der israelische Aphoristiker Elazar Benyoëtz*, Max Niemeyer Verlag Tübingen 1994.

Zürich, 30. Januar 1963

Lieber junger Freund,

Wir haben mit Erstaunen festgestellt, dass Sie von Wien nach Köln geraten sind, einer Stadt, wo wir auch gelebt haben, sieben Jahre lang. Es scheint, Sie haben Heimweh, und dieser greuliche Winter ist dazu angetan, von dem sanfteren Mittelmeerklima zu träumen. Waren Sie in München? In Stuttgart?

Ihre Sprachtheorie, dass die deutschen Dichter jüdischer Abstammung in der deutschen Sprache nie ganz daheim waren, macht mir schon darum Schwierigkeiten, weil die Nazi das behauptet haben. Wenn Sie aber das Problem vom Jüdischen aus erweitern und verallgemeinern, indem Sie sagen: der Mensch vermag nicht aufzugehen in der Sprache – jeder Sprache – weil er metaphysischen Wesens und in seiner eigenen Schöpfung nicht die endgültige bergende Heimat finden kann, wenn Sie es so meinen, bin ich schon eher einverstanden. Das Dichten, d.h. das Formgeben in der Sprache, wäre dann eine Annäherung an etwas Ausersprachliches: alle religiöse Dichtung, das heisst alle Dichtung in ihrem Ursprung war sich dessen auf ihrer Stufe bewusst.

Ihr Muttersprachkomplex, von dem Sie schreiben, ist mir begreiflich: ich möchte Ihnen nur raten: schreiben Sie, dichten Sie täglich etwas in Hebräisch – es braucht nicht für die Ewigkeit zu sein, sondern für die Stunde, wo Sie die Nähe zur Muttersprache nur aktiv, nur schöpferisch zurückgewinnen können.

In Ihrer Nähe, Düsseldorf, kam Heine zur Welt, der Jahrzehnte in Paris, in fremder Umgebung lebte und seine Dichtersprache dagegen behauptet hat. Er ist ein Vorbild, ist es auch dafür, dass etwas im Menschen die Sprache, das Sagbare transzendiert.

Schicken Sie uns keine Blumen, sondern raffen Sie bei guter Laune Ihre Finanzen zusammen, laden Sie einen guten Menschen zu einem Nachtessen oder einem Kaffee ein und denken Sie an uns.

Was macht Ihr Plan? (Die *Anthologia Judaica*). Kommen Sie auf der Heimfahrt wieder nach Zürich? Tun Sie es, wir werden uns freuen!

Seien Sie nicht traurig, Ihre Jugend verlangt von Ihnen auch Freude!
Schalom!

In herzlichem Gedenken grüssen wir Sie, meine Frau und ich,
der Ihre Max Rychner



TITELBILD

KINDER IM BERGDORF

Gertrud Dübi-Müller, *Kinder im Bergdorf*, 1911. Der Nachlass von Gertrud Dübi-Müller befindet sich bei der Schweizerischen Stiftung für die Photographie. Anlässlich einer Ausstellung 1984 hat die Stiftung zusammen mit dem Kunstmuseum Solothurn den Katalog «Gertrud Dübi-Müller: Dokumentarphotographien» herausgegeben. (Verlag Vogt-Schild, Solothurn).

Eine typische Alltagsszene aus den Schweizer Alpen, könnte man meinen, aufgenommen von einem Touristen: Kinder im Bergdorf. Doch der zweite Blick macht stutzig. Das Matrosenhemd des grössten, die Haartracht des kleinsten Buben: Sie passen nicht recht zum Klischee. Und dann die Posen: Nein, es kann sich nicht um einen zufälligen Touristen-Schnappschuss handeln. Zweifellos wurden die Kinder aufgefordert, sich in eine Reihe zu stellen. Gleicht die Aufnahme nicht jenen Bildern fürs Familienalbum, mit denen Eltern von Zeit zu Zeit festhalten, wie gross ihre Sprösslinge sind, wie unterschiedlich sie sich entwickeln?

Tatsächlich, es ist keine gewöhnliche Kinderschar, die auf dieser Photo von 1911 verewigt ist. Die Geschwister *Diego, Ottilie, Bruno* und *Alberto Giacometti* gehören zu einer Familie, die das Kunstschaffen unseres Landes auf grossartige Weise bereichert hat. Der zehnjährige Alberto (rechts) wird später gar international als einer der bedeutendsten Künstler der Moderne gefeiert werden.

Der Photographin *Gertrud Dübi-Müller* (1888–1980) ist es zu verdanken, dass wir heute zahlreiche Bilder besitzen, die das private Leben

und Schaffen hervorragender Künstlerpersönlichkeiten auf sympathisch-unaufdringliche Weise dokumentieren. Die Tochter eines Industriellen aus Solothurn, eine feinsinnige Kunstsammlerin und -kennerin, fand schon in jungen Jahren Zugang zur Welt der Kunst und Literatur. Ihre Aufnahmen zeugen von einem sehr freundschaftlichen, fast familiären Umgang mit Malern wie *Cuno Amiet*, *Ferdinand Hodler* oder *Giovanni Giacometti*, dem Vater der hier abgebildeten Kinder. Als initiative und selbstbewusste Photographin vermochte sie mit der Kamera aber auch eigene gestalterische Vorstellungen umzusetzen. Oft haben ihre Dokumente eine hohe ästhetische Ausstrahlungskraft. ♦

PETER PFUNDER

Aus Anlass der grossen *Giovanni Giacometti*-Ausstellung im vergangenen Herbst in Winterthur, die zurzeit in Lausanne, im Sommer dann in Chur zu sehen ist, führten die «Schweizer Monatshefte» 9/96 ein Interview mit *Bruno Giacometti*. Das Heft kann telefonisch (01/361 26 06) bestellt werden.